

Epilog

München, Sommer 2009

Wenn du stirbst, wird der Sommerflieder blühen, und du hast nie wieder heimatlichen Boden betreten. Bist nie in Kaliningrad gewesen.

„Ich will das alles so in Erinnerung behalten, wie ich es gekannt habe,“ sagst du immer.

Meist gehst du leicht darüber hinweg. Sich nur nicht die Laune verderben! Manchmal schaust du auch still auf die Kuhle, die der Rock zwischen deinen Oberschenkeln bildet. Dann hebst du den Kopf, und in deinen Augen steht mit einemmal so eine Dringlichkeit:

„Was soll ich dort? Kaum ein Stein steht mehr auf dem anderen. Die Stadt, die ich gekannt habe, ist ausradiert. Unsere 700jährige Kultur untergegangen.“

Du siehst mich an, als hofftest du, ich würde dich vielleicht doch noch vom Gegenteil überzeugen. Deine Augen leuchten hellblau aus deinem pergamentenen Gesicht. Altersflecken tupfen deine Haut, wie Atolle eine Seekarte. Ein langes Leben liegt zwischen diesem Münchner Altersheim, wo du wieder mal aller Liebling bist, und deiner Jugend in Ostpreußen.

Mit deinen Geschichten bist du allein. Es lebt kaum noch einer, mit dem du dir die Bälle zuwerfen könntest. Alle Schwestern sind gestorben, die meisten Schulfreundinnen auch. Und deine Kinder – das vierte ist im März 1949 auf die Welt gekommen – deine Kinder mochten die ollen

Kamellen noch nie hören. Sie sind im Westen groß geworden und wollten hier eine Heimat haben und nach vorne schauen. Was interessierte da ein untergegangenes Land? Es war eine abgestorbene Gliedmaße.

Der Enkel kann sich dem ausgebreiteten Glanz nicht entziehen. Wenn du die goldenen Zeiten besingst, bin ich elektrisiert. Wenn du für mich hinab schwimmst zum gesunkenen Schiff deiner Herkunft. Wenn Du auf das Aquarell zeigst, das in blaugelben Tönen von der Steilküste des Samlandes erzählt.

Schon strafen die leuchtenden Augen den blassen Teint der Greisin lügen, schon kommt Leben in den knöchigen Körper. Deine Stimme gewinnt an Höhe wie eine Lerche im Sommer, du gestikulierst und blickst verklärt zur Zimmerecke hinauf, wo du über die Zeiten hinweg deutlich ins Früher schauen kannst. Ganz lebendig steht es dir jederzeit zur Verfügung, als wäre das Schiff niemals gesunken.

Du liebst es, ins Damals einzutauchen und dich für eine Stunde beglückenden Erinnerungen hinzugeben: „Ich besinne mich noch, wie... .“ Im jungen Zuhörer wachsen mitunter leise Zweifel: War der Himmel wirklich so licht, der Pregel so weich, die Menschen so grundanständig? Doch er wischt sie weg, will sich gerne betören lassen von der alten Sirene.

Ich begreife, dein Schwelgen hat dich in diesen heimatlosen Jahrzehnten aufrecht erhalten. Das Foto von Victor war eines deiner wenigen nicht gekappten Würzelchen. Du hast dieses Foto aufgeladen: Ganz eigentlich war doch Victor der Mann an deiner Seite! Einer, der aus der Heimat stammt und für die Heimat steht.

Ein Leben mit ihm wurde mit der Zeit zur realen Möglichkeit.

Ein Nährboden dafür war auch sein früher, tragischer Tod: Kurz nach deinem Besuch in Aachen ist er verunglückt. Nicht einmal mehr seine Lehre hat er noch begonnen. Ist in Hannover bei einem Rennen, für das man ihn engagiert hatte, vom Pferd gestürzt und hat sich das Genick gebrochen. Mein Gott, wie absurd! Diesen mörderischen Krieg hat Victor überlebt, mehrfach verwundet, mehrfach nur grade so eben der Todesgefahr entschlüpft, nur um dann durch seine harmlose Leidenschaft umzukommen. Mit dreißig.

Dieser Tod muss dich schwer getroffen haben. Aber von dem Schmerz hast du nie gesprochen. Hast die Geschichte immer erzählt wie etwas, das eben 50 Jahre her ist. Mit leichter Hand. Die Gefühle dazu waren lange verwelkt.

Doch je länger Victor tot war, desto inniger konnte eure Beziehung werden, denke ich mir. Desto klarer war dir, dass eigentlich fast nichts gefehlt hätte, und ihr wäret ein Paar geworden. Dann wäre alles anders gekommen. Und besser. Bestimmt! Das kleine sepiabraune Foto von ihm war deine Projektionsfläche für das Was-Wäre-Wenn.

Im alten Glanz schimmert Königsberg nur noch in deiner Fantasie. In der einstigen Altstadt am Nordufer des Pregel verkommen heute sowjetische Plattenbauten. Vereinzelt ragen stehengebliebene Fassaden zerbombter Häuser mit verrotteten deutschen Schriftzügen. Ein paar Gebäude von damals sind heil geblieben und stehen aus der Zeit gefallen herum. Unter ihnen deine Schule. Die Schlossruine ist längst abgebrochen. Und vom Kneiphof, dem einstigen Auge der Stadt, gibt es nur noch die Pupille - den wieder

aufgebauten Dom. Seine Iris aus jahrhundertealten Häusern haben die Engländer 44 zerbombt. Der Schutt ist lange abtransportiert - auch der deines Geburtshauses. An Stelle der Kneiphöfischen Langgasse setzt heute auf Betonstelzen eine nach Lenin benannte Stadtautobahn über die inzwischen begrünte Flussinsel. Über die Geschichte ist Gras gewachsen. Was mag aus den Gräbern deiner Vorfahren geworden sein? Was aus dem von Hans und Vatchen?

Manchmal denke ich, du bist vielleicht so alt geworden, um es noch zu erleben, dass der Eiserne Vorhang irgendwann doch noch durchrostet. Hast dich eingespreizt ins Rad der Geschichte und zäh den Kalten Krieg überlebt. Magst dich zu der unbewussten Hoffnung verstiegen haben, dass die ständig fortschreibende Hand des Lebens sich irgendwann im Buch der Geschichte versehentlich verblättern könnte und plötzlich doch einmal jenes alte Kapitel aufgeschlagen vor dir läge und du deine Heimat wieder bekämst.

Dass diese Heimat untergegangen und verloren ist, hat zwar dein Verstand anerkannt, aber ins letzte Dunkel deiner Gefühlswelt ist diese Erkenntnis nicht gedrungen. Dort steht alles noch intakt wie damals. Daran hältst du fest. Ich ahne: Sähest du die zerstörte, geraubte und durch Neubauten abermals zerstörte Stadt wieder, dann wäre diese ein Leben lang klug gepflegte Selbsttäuschung zunichte, und es würde sich ein Schmerz Bahn brechen, den du fürchtest wie kaum etwas sonst. Neue Bilder würden die alten womöglich überschreiben und dann wäre die Heimat ein weiteres Mal verloren. Diesmal endgültig. Als deine Ältesten Elke und Philipp – selbst schon im

Ruhestand - eine Reise in die Stadt planen, in der sie geboren sind, nimmst du dennoch regen Anteil. Monatlang vorher wirst du trotz deiner 90 Jahre jedes Mal mädchenhaft frisch, wenn von der Fahrt die Rede ist. Dann bekommst du Reisefieber und glänzende Augen. Beschriftest ihnen einen historischen Stadtplan mit den Familienorten. Mitfahren möchtest du aber nicht: „Ach Kinderchen, nu lasst mich mal! Dafür bin ich nu zu alt!“ Aber *sie* sollen es sehen! Sollen den Bogen schließen und Anschluss finden an die Stadt ihrer Geburt. Und dir davon erzählen!

Während ihrer Abwesenheit besuche ich dich einmal: Aus deinen Augen sprüht eine freudige Erregung. Du bist hibbelig wie ein Kind vor Weihnachten. Erwartest unruhig ihre Rückkehr und den Bericht ihrer Erlebnisse. Wird ihr Bild von der Heimat zu deinem passen? Und natürlich auch die Frage: Kommen sie gesund wieder? Viele hat die Heimat ja schon damals nicht herausgegeben. Onkel August ist nicht wieder aufgetaucht.

Endlich sitzt Elke bei dir in deinem Altenheimappartement hoch über München. Am Telefon hat sie dir schon kurz nach ihrer Rückkehr vor einer Woche berichtet: Von der sandigen Landschaft, von der Ostsee, von einer abenteuerlichen Fahrt mit einem russischen Taxifahrer zur deiner alten Schule, von hässlichen Plattenbauten und Schneisen schlagenden Autolawinen. Und von der tatsächlich noch stehenden Villa in Maraunenhof, die aber unbewohnt vor sich hinrotet und zugewuchert wird vom Garten. Heiter erregt bist du, als Elke alles noch einmal erzählt und dir dazu die Fotos reicht.

Doch unter deiner Fröhlichkeit und deinem Glück, damals

entronnen zu sein und heute ein Stück des Eingebüßten wiederzufinden, da steckt er, kaum spürbar: der alte Schmerz! Frisst sich hinauf aus dem Dunkel an die Oberfläche. Du sitzt bleich in deinem Sessel. Die großgeblümete Bluse aus jüngeren Jahren hängt schlaff an den abgemagerten Armen. Deine Augenlider schimmern violett aus tiefen Höhlen hervor. Da wird eine Greisin von der Geschichte angeweht. Von ihrer Geschichte. Die ganze Woche schon seit dem Telefonat hast du dich elend gefühlt. Das Herz mal wieder. Mehrere Infarkte hat es schon hinter sich. Dazu die Julihitze.

Doch du lässt dich nicht unterkriegen und schiebst den Schmerz beiseite. Darin bist du geübt. Jetzt kannst du nicht genug hören von den Reiseerlebnissen:

„Seid Ihr auch auf den Hufen gewesen, wo ich mit Euch und Vati zuletzt gewohnt habe? Was ist aus den herrlichen Ostseebädern geworden? Hast du auch ein Foto vom Galtgarben? Wart ihr auf der Nehrung?“

All die Vergangenheit, die jahrzehntelang nur in deiner Erinnerung existiert hat und in den Schwarz-Weiß-Bildbänden im Regal, wird bei Kaffee und Sekt lebendige und prickelnde Gegenwart. Zusammen mit dem Schlüßberchen strömen viele Bruchstücke deines früheren Lebens farbig durch deine Gefäße. Du hast feuchte Augen: Dass deine Älteste neben dir sitzt und bezeugen kann, dass das alles einmal wahr gewesen ist! Nein, es ist zu schön! Ihr lacht viel, und macht beschwipste Witze auf dem Rücken des Schicksals.

„So, und jetzt habe ich noch eine besondere Überraschung für dich.“ Die Tochter öffnet ihre Handtasche, fördert einen länglichen eingewickelten Gegenstand zutage und

reicht ihn dir mit vielsagendem Lächeln hinüber:

„Unser Mitbringsel. Schöne Grüße auch von Philipp.“ Sie platzt schier vor Erwartung. Ihr Auge blitzt.

Du bist ahnungslos und etwas zögerlich. Geschenke aus der Heimat sind mit Vorsicht zu genießen. Sie könnten schließlich den schützenden Schorf der Jahre abheben. Langsam ziehst du die zitronengelbe Schleife auf, schlägst das Seidenpapier auseinander und siehst ratlos auf das Ding da in deinem Schoß.

Natürlich erkennst du es sofort als einen Silberlöffel mit Perlmuster. Jenem Perlmuster, in dem das verlorene Familiensilber gehalten war, und von dem du dir in den Jahren danach ein fabrikneues Besteck von deinem Sekretärinnenlohn abgespart hast. Natürlich nicht mehr für 24 Personen, wie du es zur Hochzeit bekommen hast, sondern nur noch für sechs. Es liegt dort drüben in der rechten Schublade der Kirschholzkommode, jedes Besteckteil einzeln in eine mit Samt bespannten Rille gesteckt, damit sie nicht aneinander reiben. Sie sind immer blitzblank, und du verwendest sie auch im Alltag.

Ich erinnere mich an ein Wochenende, das ich als Fünfjähriger bei dir verbrachte. Es war wohl das erste Mal, dass ich nicht zu Hause geschlafen habe. Ich sehe den liebevoll gedeckten Frühstückstisch noch vor mir: Die mit einer blauen Landschaft bemalten Teller, gebügelte Servietten, zwei bereits geköpft Frühstückseier und auf den Tellern gekreuzt Messer und Gabel in eben jenem Perlmuster. Einen ebensolchen Teelöffel fand ich auch auf meiner Untertasse. Das war neu. Zu Hause hatte ich meinen Milchbecher, und Silberbesteck gab es noch nicht mal für die Eltern.

In deiner kleinen Wohnung hatte alles so etwas Gediegenes, jeder Gegenstand diente nicht nur dem Zweck, dem er zugehört war, sondern er war verknüpft mit vergangenen Zeiten, er wies über die Banalität der Alltäglichkeit hinaus in eine Zeit, in der alles noch fest gefügt war und Sinn atmete.

Du erkennst also den Löffel in deinem Schoß, und doch dämmert es dir nur vage, was es mit ihm auf sich haben könnte. Was hat er für eine Bedeutung? Warum schenkt dir die Tochter einen einzelnen Löffel? Warum ist das Silber nicht nur angelautet, sondern dunkel verfärbt, fast schwarz? Du hast den Rücken aufgerichtet und leicht von der Lehne entfernt. Siehst deine Tochter entgeistert an, traust dich aber nicht, eine Frage zu stellen.

„Der Löffel kommt aus der Kiste, Mutti“, lacht Elke, sie kann sich kaum zusammennehmen vor Freude über die Überraschung, die sie dir auf deine alten Tage noch bereiten kann. „Aus der Kiste, von der du immer erzählt hast. Die Kiste, die du damals vor der Flucht noch vergraben hast im Garten auf den Hufen.“

„Nein!“ Deine Stimme ist breit und rauchig in den Keller gesunken, und du ziehst die beiden Vokale dieses kurzen Wortes in die Länge. Du kippst zurück an die Lehne, siehst bald fassungslos auf den Löffel, als könnte er dir Antwort geben, bald zu Elke. „Wie habt ihr denn das angestellt? Nach all den Jahren? Das Silber gehört uns doch auch gar nicht mehr. Das ist doch jetzt russischer Boden.“

„In Kaliningrad hat uns vor dem Dom ein junger Mann angesprochen. Sein Deutsch war etwas holperig aber gut verständlich. Dmitri hieß er und wollte wissen, ob wir denn Verbindungen zu Königsberg hätten. Er brannte darauf,

etwas von früher zu erfahren. Er erzählte, dass er in freien Stunden oft am Dom steht und die Touristen beobachtet. Und wenn ihm sein Gefühl sagt, dass hier jemand eine Geschichte von früher im Gepäck haben könnte, dann spricht er ihn an.“ Elke muss husten, schenkt sich Tee nach und trinkt.

„Wir haben ihm also kurz berichtet, dass wir hier vor bald siebzig Jahren geboren sind, uns aber nicht daran erinnern können, weil wir ja zu klein waren, als du mit uns fortgegangen bist. Dann hat er darauf bestanden, mit uns nach Maraunenhof zur Villa zu fahren und auch auf die Hufen. Er hatte immer noch mehr Fragen, auf die wir keine Antwort wussten. Das war uns schon fast etwas peinlich, deswegen haben wir dann auch von der Kiste im Garten erzählt. Da war Dmitri sofort Feuer und Flamme. Wir sollten den Schatz unbedingt heben, meinte er. Er würde uns dabei auch behilflich sein. Das würde dir doch bestimmt Freude machen.“

„Das glaubst du doch selber nicht!“, wirfst du ungeduldig ein. „Man kann sich doch denken, warum Russen am Dom stehen und auf gutgläubige Touristen wie euch warten. Man liest ja immer wieder in der Zeitung, dass es denen nicht besonders geht. Die hoffen auf Geld, Kind! Entweder verdingen sie sich als Stadtführer oder sie machen krumme Geschichten.“ Du bist immer noch die pragmatische Frau, die ihre Kinder durch Krieg und Nachkriegsjahre gebracht hat. Auch damals hat dir keiner ein x für ein u vorgemacht. „Seid ihr denn überhaupt nicht misstrauisch geworden?“

„Mir hat sein Gesicht ja gleich gefallen, aber Philipp war auch etwas skeptisch“, antwortet Elke. „Doch Dmitri hat uns erklärt, dass es in Kaliningrad inzwischen eine kleine

Gemeinde von Leuten gibt, die mehr wissen wollen von der Geschichte ihrer Stadt. Sie sind ja genauso entwurzelt wie wir. Denn Stalin hat ihre Eltern und Großeltern damals aus weit entfernten Gegenden ins ehemalige Ostpreußen umgesiedelt, und die Sowjets haben ganz bewusst jede Erinnerung an die deutsche Zeit getilgt. Aber einige Menschen haben eben doch angefangen, sich für die deutsche Geschichte zu interessieren. Dmitri hat erzählt, dass es gerade sogar Überlegungen gibt, die Stadt umzubenennen in *Kjonigsberg*. Und unter jungen Leuten hat sie ohnehin schon den Kosenamen *Kenig*.“

Während die Geschwister also ein paar Tage im Samland und auf der Nehrung unterwegs waren, hat Dmitri den Besitzer des Hauses auf den Hufen ausfindig gemacht und ihm für ein paar versprochene Euroscheine die Erlaubnis abgeschwatzt, dass sie im Garten nach der Kiste mit dem Silber suchen durften.

„Aber ihr wusstet doch gar nicht, wo ich sie damals vergraben habe?“ Du klingst fast ein wenig empört. „Und der Garten war groß.“

„Eins nach dem anderen!“, sagt Elke genüsslich. „Als wir von der Nehrung zurückkamen, stand Dmitri schon strahlend in der Halle des Hotels *Kaliningrad* und hatte neben sich einen länglichen Stoffbeutel am Boden stehen. Das sei ein Metalldetektor, hat er mit seinem hart rollenden R gesagt. Den hatte er sich irgendwo ausgeliehen. Er wollte sofort mit uns auf die Hufen fahren und nach der Kiste suchen.“

„Aber Kind, ich begreife nicht, wie ihr so blauäugig sein konntet! Der junge Mann hätte euch doch am Ende leicht übers Ohr hauen und mit dem Silber über alle Berge sein

können.“ Du klingst geradezu ungehalten. Man könnte meinen, es gefiele dir nicht, dass jetzt andere kommen und anfangen in deiner Geschichte zu graben und ebenfalls eine Rolle zu spielen. Als gefiele es dir nicht, dass deine Geschichte jetzt nicht mehr nur dir gehört. Als wäre es dir lieber, wenn das Grab der Vergangenheit geschlossen bliebe.

„Es hätte ja auch gut sein können, dass er euch in irgendeiner Seitenstraße ausraubt, nachdem er euch Honig ums Maul geschmiert hat“, grummelst du weiter. „Man hört ja solche Sachen heute. Nach 45 waren die Russen ja auch nicht gerade zimperlich mit den zurückgebliebenen Ostpreußen.“

„Ach Mutti, jetzt beruhige dich doch! Es ist ja alles gut gegangen. Nu' lass dir doch die Geschichte zu Ende erzählen! Natürlich haben wir uns zu Anfang auch gefragt, ob der junge Mann vertrauenswürdig ist, das habe ich ja eben schon gesagt. Aber Dmitri hatte so etwas Treuherziges, da haben wir unsere Skepsis schnell *ad acta* gelegt,“ sagt Elke und überwindet ihren kurzzeitigen Unwillen über die Mutter. „Es war einfach ganz offensichtlich, dass er wirklich nur nach Geschichten der Ostpreußenpilger hungerte, dass er möglichst viel von dem aufsammeln wollte, was vor 1945 in seiner Stadt passiert war. Er wollte eben die Bedeutung der paar Häuser und Stadttore verstehen, die den Krieg überdauert haben. Er wollte tiefer graben in die Zeit der Deutschen hinein und ein Bild davon bekommen.“

Du schüttelst den Kopf und ärgerst dich, dass deine Tochter hier auch noch ins Schwärmen kommt. Ganz offensichtlich hat sie sich auch noch verguckt in den

jungen Russen.

„Übrigens war er sehr begeistert von uns Deutschen. Als wir ihn an einem Abend zum Essen zu uns ins Hotel eingeladen haben, hat er ein Loblied auf die deutschen Pflasterstraßen gesungen, die nach all den Jahrzehnten immer noch gut in Schuss sind, wohingegen der sowjetische Asphalt überall und ständig riesige Schlaglöcher aufweist, die dann nur notdürftig für ein paar Jahre wieder geflickt werden. Oder er hat uns von einem Brunnen erzählt, der irgendwo draußen bei Verwandten im Samland auf der grünen Wiese steht. Den hätten noch die Deutschen gegraben, sagte er, und die Menschen aus der Umgegend würden regelmäßig dorthin pilgern und sich kanisterweise Trinkwasser holen, weil es viel besser schmeckt als das russische Leitungswasser und auch sauberer ist.“ Elke nippt noch einmal an der Teetasse und lehnt sich dann knisternd zurück in den Rattansessel. „Der hat so verklärt von den Deutschen erzählt, der hätte uns nie und nimmer was angetan.“

Ich stelle mir vor, wie Dmitri in Goldgräberstimmung den Detektor über den Boden schweifen lässt. Wie der nach Wodka riechende Hausbesitzer die Arbeiten beaufsichtigt und sich regelmäßig die Schweißperlen von der Glatze wischt. Wie ein paar Nachbarn neugierig geworden sind und um die Raubgräber herum stehen.

„Zum Glück hattest du mal erzählt, dass du die Kiste in der Nähe der Kellertreppe im Garten vergraben hast. Mit diesem Hinweis konnte ich Dmitri auf die Spur bringen, und so hat sein Apparat dann auch schnell einen piependen Ton von sich gegeben. Stell dir vor: Jahrzehntlang hat das Zeug da in der Erde gelegen und keiner wusste davon, und

jetzt ist auf einmal alles ganz leicht gegangen! Als hätten wir die Schatzsuche vorher bis ins Kleinste geplant und eingeübt.“

Elke ist ganz vergnügt, dass sie dem Krieg nachträglich ein kleines Schnippchen geschlagen hat, und sie freut sich an deinen staunenden Augen. Freut sich, dass es ihr gelungen ist, einen Schacht in deine Vergangenheit hinab zu graben und dir ein Belegstück von dort unten mitzubringen.

Ich sehe den Hausbesitzer die Kellertreppe hinunter ächzen und Schaufel und Spaten anbringen. Sehe Dmitri und Philipp abwechselnd damit hantieren und die Grassoden abheben, die du im September 44 schon einmal ausgestochen und später wieder festgetreten hast. Und höre das Graben und schließlich einen dumpf scheppernden Widerstand.

„Von der Kiste selbst war übrigens kaum noch etwas da. Sie ist mit den Jahren fast vollständig zu Humus geworden. Nur noch ein paar morsche, aufgeweichte Stücke waren zu finden, die beim Anfassen schon zerbröselten. Bei einigen Erdklümpchen in der kleinen Grube konnte man vielleicht noch vermuten, dass sie einmal Holz gewesen waren. Zwischendrin lagen noch rostige Nägel herum. Das war alles.“

In der Nase kitzelt mich der würzige Duft von Vergänglichkeit und verflossenen Zeiten. Ich stelle mir vor, wie der junge Russe das schwere Paket im angegammelten Wachstuch, in das du dein Silber damals eingewickelt hattest, mit den Händen aus der Erde buddelt, es auf den Rasen neben dem Loch legt und sich auf den Spaten stützt, um aus der Grube zu steigen. Er wickelt das Wachstuch gemeinsam mit Elke auf, und zutage kommen

braune Fetzen von Geschirrtüchern, deren aufgestickte Monogramme einmal rot gewesen sein mögen. Darin eingeschlagen Dutzende, nahezu schwarz gewordene Gabeln, Messer und Löffel. Ich sehe, wie Philipp dem Hauseigentümer die versprochenen Fünfinger in die Hand drückt und wie Dmitri Fotos von dem gehobenen Schatz macht.

„Er hat sich gefreut wie ein Junge, sage ich dir! Ich hatte den Eindruck, als sei er noch viel beglückter von dem kleinen Schatz als wir.“

„Habt ihr ihm denn wenigstens eine Belohnung oder ein Trinkgeld gegeben?“ Jetzt bist du wieder die Mutter, die sich Sorgen macht, ob die Kinder denn auch von ihrer guten Erziehung Gebrauch machen.

„Haben wir ihm natürlich angeboten“, sagt Elke. „Aber Dmitri wollte kein Geld. Weder für seine Recherchen und Dolmetscherdienste, noch für den Detektor oder fürs Ausgraben. Ich hatte den Eindruck, dass es ihm wirtschaftlich ganz gut ging. Er war offensichtlich nur an der Geschichte interessiert!“

„Gibt's denn sowas!“ Du schüttelst missmutig den Kopf.

„Hat der junge Mann denn nichts besseres zu tun?“

„Er hat uns nur gebeten, für ein paar Fotos mit dem Besteck zu posieren, weil er einen Artikel für eine Stadtzeitung schreiben wollte. Wir sollten uns dafür neben das Loch im Rasen knien und das Besteck in die Kamera halten. Natürlich waren wir einverstanden. Wenn auch unter der Bedingung, dass der Artikel erst nach unserer Heimreise erscheint. Wir mussten das Silber ja noch durch den Zoll schmuggeln. Beim Abschied war Dmitri ganz gerührt, als wir ihm zur Erinnerung eine Kuchengabel

geschenkt haben. Er nahm sie mit einem heiligen Ernst entgegen. Er möchte dich übrigens unbedingt kennenlernen, hat er gesagt. Du sollst doch auch einmal nach *Kenig* kommen.“

Deine Tochter daran zu erinnern, wie gefährlich es ist, etwas durch den russischen Zoll zu schmuggeln, und wie leicht einer der Nachbarn auf den Hufen euch hätte verpfeifen und den Behörden eure Autonummer durchgeben können, das verkneifst du dir offenbar. Ist ja auch egal jetzt: Die Kinder sind wieder heile hier.

Du lässt deine hochgezogenen Augenbrauen nach unten sinken und siehst auf den Löffel in deiner Hand - diesen Zeugen des Damals. Betrachtetest die geschwungenen Lettern mit den Initialen M und S. Der Löffel gehörte also ursprünglich einmal zum Silber deiner Tante Marie. Ihr Besteck ist bei ihrem Tod zum Teil an dich gefallen und dann nach und nach für deine Aussteuer mit neu gekauftem Silber aufgefüllt worden. Du sagst nichts. Vor deinem inneren Auge mögen Bilder und Gedanken aus einer Phase deines Lebens ablaufen, in die wir Heutige dir nicht folgen können.

„Und wo sind die anderen Besteckteile?“ fragst du ungnädig.

„Sie sind noch bei Philipp zu Hause. Wir haben die Reise ja in seinem Auto gemacht. Den Löffel habe ich eingesteckt, weil ich dir wenigstens dieses eine Stück zeigen wollte. Den Rest bringt er dir sicher mit, wenn er dich besuchen kommt.“

Du stehst ohne Antwort auf, bückst dich zur Unterschranktür der Spüle und kommst mit einem Fläschchen und einem Lappen zurück. Legst dir ein altes

Handtuch auf den Schoß und fängst an, den Löffel mit einer milchigen Flüssigkeit aus der Flasche zu wienern. Jedes Kügelchen des Perlmusters, mit dem der Griff eingefasst ist, fährst du mit dem betuchten Daumennagel nach, um die Schatten der Zeiten zu tilgen. Am Ende hältst du einen blinkenden Löffel ins Licht. Fast wie neu sieht er aus. Tut so, als sei nichts geschehen, als seien nicht fünfundsechzig Jahre vergangen, als sei die Zeitreise tatsächlich noch gelungen.

Erstaunlicherweise bist du immer noch nicht so erfreut, wie Elke es sich vorher ausgemalt hat. Hast eher einen bekümmerten Zug um die Mundwinkel.

Nach einer Pause atmest du plötzlich tief und ruckartig ein. Es hört sich an, als flöge dir dabei im Sog deines Atems ein Spuckefaden nach hinten in den Rachen. Für einen Moment könnte man glauben, es sei ein Schluchzer.

„Ist denn das die Möglichkeit!“, stöhnst du. „Nach all den Jahren! Damit hat doch keiner mehr gerechnet.“ Versonnen hängt dein Blick auf den leuchtenden Alpenveilchen am Fensterbrett fest.

„Aber was um Himmels willen fange ich denn nur mit hundert Stück Silber an? Ich brauche das doch alles nicht mehr. Es ist zu spät.“ Deine schlanken, mit einem Netz aus blauen Äderchen überzogenen Hände spielen mit dem blinkenden, dünnwandigen Löffel. Am Ringfinger sehe ich wie schon seit meinen Kindertagen deinen goldgefassten Türkis.

Du wirkst verdrießlich. Schön, dass die Kinder die Heimat gesehen haben, aber *das* wäre nun nicht unbedingt nötig gewesen. Es ist doch so viel Zeit vergangen. Dein Leben ist vorbei. Du hast es mit allen Schwierigkeiten gemeistert.

Die Toten soll man ruhen lassen. Musste das also sein?

„Ach, weißt du was?“ Dein Gesicht hellt sich unvermittelt auf, und deine Augen bekommen wieder die erstaunliche Frische, die sie in den letzten Jahren hier in diesem Altersheim noch einmal gewonnen haben. „Wir teilen es einfach durch vier, dann hat jeder von euch ein Besteck für sechs Personen.“

„Mutti, das ist ja eine wunderbare Idee!“ Die Tochter ist gerührt und erleichtert. Sie spürt, dass es so seine Richtigkeit hat. Dass du mit dem kleinen Schatz aus Ostpreußen nichts mehr anfangen kannst, und er am besten in die nächste – wenngleich auch nicht mehr ganz junge - Generation übergeht. Dass deine Kinder durch das Silber an die Vergangenheit ihrer Familie erinnert werden und sie im Bewusstsein behalten.

„Vorher bringt ihr es mir aber noch vorbei, denn ich möchte die Stücke alle nochmal in die Hand nehmen und saubermachen. Einmal will ich sie noch glänzen sehen wie früher.“

Du stehst wieder auf und gehst zu dem kleinen Kühlschrank der Miniküchenzeile, bückst dich und holst noch einen Pikkolo heraus.

„Das müssen wir feiern!“ Jetzt ist die Freude über den Fund bei dir angekommen. Du reichst das Fläschchen deiner Tochter, weil die alten Hände es nicht mehr so leicht aufkriegen, und ihr stoßt noch einmal miteinander an auf diese Reise und das wiedergefundene kleine Relikt einer verlorenen Zeit.

Schließlich greift Elke nach ihrer Handtasche, verabschiedet sich und fährt in ihre Wohnung am Strandrand. Es war ein langer Nachmittag mit erfüllenden

Erinnerungen. Ihr habt die alten Zeiten so lebendig heraufgeholt wie vielleicht noch nie. Jetzt seid ihr auf einem Stand: Die Reise der Kinder an ihren Anfang ist zu Ende. Der Kreis ist geschlossen.

Als Elke nach einer halben Stunde bei sich zu Hause die Wohnungstür aufschließt, klingelt das Telefon: „Kommen Sie schnell...!“

Wenig später stehen wir in deinem engen Wohnzimmer: Drei deiner Kinder und die Münchner Enkel. Du liegst auf deinem Sofa und hast ein letztes Mal „die Füße hochgelegt“. Mit deinem spitzen, blassen Gesicht siehst du aus wie Franz Liszt am Totenbett, gar nicht wie meine Großmutter. Ich stelle mir vor, wie du beim Stocken deines Herzens vor Schreck und Schmerz die Augen aufreißt, nach den Armlehnen greifst und an die Wand stierst. Jetzt ist er da der Moment, auf den du lange gewartet, den du herbeigesehnt hast! Vielleicht nimmst du noch einmal das luftige Aquarell von der Samlandküste wahr.

Du drückst den roten Knopf am Telefon und verlierst das Bewusstsein. Die Pflegeschwester ruft den Rettungsdienst. Zwei Sanitäter malträtiert deinen knöchernen Körper noch eine halbe Stunde und brechen ihm ein paar Rippen, dann geben sie auf und betten den Leichnam auf die Couch.

Wir versenken deine Asche an einem eisigen Dezembertag in der Kieler Bucht, wie du es dir gewünscht hast: „Ich komme von der Ostsee und dorthin will ich auch wieder zurück!“, hast du in den letzten Jahren immer wieder gesagt.

Der Kapitän seilt die aus Salzkristallen gepresste Urne mit hölzernen Worten und ein paar auswendiggelernten

Seefahrermetaphern in die Tiefe. Nur noch ein Kranz Erika schwimmt an der Stelle, wo du versunken bist. Deine Töchter liegen sich in den Armen. Auf ihren Backen glitzern Tränenbahnen in der Wintersonne. Der kleine Kutter dreht noch eine Ehrenrunde um den schaukelnden Kranz, dann dreht er auf, und wir verlieren die Erika aus den Augen. Eine halbe Stunde später werden sich die Salzkristalle der Urne aufgelöst haben und deine Asche freigeben in die Ostsee. Mit deinem Tod ist für uns auch die Heimat unserer Altvorderen endgültig versunken.

Dein Hochzeitssilber ist – wie du es dir gewünscht hast – in vier Teilen an deine Kinder übergegangen. Deine Möbel, Bilder und ein paar Wertgegenstände hattest du schon zu Lebzeiten verteilt. Nur den Sekretär wollte niemand haben. Kurzenschlossen habe ich ihn bei der Auflösung deiner Wohnung zu mir geholt.

Seitdem hat er bei mir einen Ehrenplatz. Immer wenn ich ihn betrachte, schenkt er mir die Illusion, mit einem einzigen Gedanken den Lauf deines Lebens umspannen zu können und damit auch meiner Herkunft gewahr zu sein.

In den Schublädchen des Sekretärs sind nach wie vor deine Schreibutensilien, Schlüsselanhänger und ausgedienten Klingelschilder aufbewahrt. Ich habe es nicht übers Herz gebracht, sie wegzuworfen. Auf der ausgeklappten Schreibplatte steht wie eh und je das Foto des jungen Soldaten Victor Jacoby.